

Gottesdienst zum 1. Advent vom 29. November 2020 in der Stadtkirche

Predigt über Jes 42,1-9

Liebe Gemeinde

Was wäre die Adventszeit ohne Lieder und ohne Gesang? Das ist für einmal mehr als eine blosserhetorische Frage. Und es geht nicht, um «was wäre wenn». Sondern um ein Stück Realität. Corona macht gemeinsames Singen unmöglich. Dabei hätte heute unsere Kantorei den Advent festlich eröffnen sollen mit der Kantate von Johann Sebastian Bach: «Nun komm, der Heiden Heiland.» Daraus wird nichts. Wir müssen nicht nur auf vertraute Lieder verzichten. Sondern auf Chormusik, die bewegt, berührt und etwas auslöst. Wie das die Musik von Bach ja unweigerlich macht.

Was quasi übrigbleibt, sind die Worte, allein die Worte: «Nun komm, der Heiden Heiland». Aber ohne Gesang, ohne Chor und Orchester wirken diese Worte erst recht fremd und verstaubt. Heiden Heiland? Beides Wörter, die für unsere Ohren nicht besonders verheissungsvoll tönen. Und sie lösen heutzutage ganz andere Assoziationen aus als zu jener Zeit, in der diese Liedzeile komponiert und gedichtet wurde.

Aus verheissungsvollen Worten wurden regelrechte Reizwörter. Heiden! Dieses Wort hat heute etwas Abwertendes. Wo davon die Rede ist, kommt das einem Urteil gleich von Christen über Ungläubige oder Andersgläubigen. Es schliesst andere aus statt mit ein. Dabei war es ursprünglich gerade umgekehrt gemeint.

Denn mit «Heiden» waren ursprünglich all jene gemeint, die nicht zum jüdischen Volk gehörten. Mit anderen Worten: Der Heiland der Heiden ist der Erlöser und Befreier *aller* Menschen, unabhängig von irgendwelcher Nationalität und Volkszugehörigkeit. Das ist die ursprüngliche Pointe. Aber wer versteht diese Pointe noch? Wer nimmt sie noch wahr, wenn er diese Kantate hört?

Lied 358,1+3: Nun komm, der Heiden Heiland

Eine Adventszeit ohne Lieder kann und will ich mir nicht vorstellen. Und wenn wir schon zusammen keine vertraute Adventslieder singen können, dann will ich aus der Not eine Tugend machen und Ihnen ein weniger bekanntes Adventslied vorstellen.

Es ist aufgeschrieben in Jesaja 42,1-9. Das Lied wird auch Gottesknechtslied genannt.

Lesung

Seht meinen Diener, ich halte ihn, meinen Erwählten, an ihm habe ich Gefallen. Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, das Recht trägt er hinaus zu den Nationen.

Er schreit nicht und wird nicht laut und lässt seine Stimme nicht hören auf der Gasse.

Das geknickte Rohr zerbricht er nicht, und den verglimmenden Docht löscht er nicht aus, treu trägt er das Recht hinaus.

Er erlischt nicht und wird nicht geknickt, bis er das Recht in Kraft gesetzt hat auf der Erde; auf seine Weisung warten die Inseln.

So spricht der Gott, der HERR, der den Himmel geschaffen hat und ihn ausspannt, der die Erde ausbreitet und was auf ihr wächst, der den Menschen auf ihr Atem gibt und Odem denen, die auf ihr gehen:

In Gerechtigkeit habe ich, der HERR, dich gerufen, und ich ergreife deine Hand, und ich behüte dich und mache dich zum Zeichen des Bundes mit dem Volk, zum Licht der Nationen, um blinde Augen zu öffnen, um Gefangene hinauszuführen aus dem Gefängnis und aus dem Kerker, die in der Finsternis sitzen.

Ich bin der HERR, das ist mein Name, und keinem anderen werde ich meine Ehre geben und meinen Ruhm nicht den Bildern.

Das Frühere - sieh, es ist eingetroffen, und das Neue - ich tue es kund. Noch ehe es sprosst, lasse ich es euch hören.

Auch bei diesem Lied, bei dem sog. Gottesknechtlied müssen wir ohne Melodie auskommen. Sie ist nicht überliefert. Was wir haben sind die Worte, allein die Worte. Und diese sind alt. Gut und gerne 2500 Jahre alt. Aber eigenartig: Auch wenn sie alt sind, wirken auf mich diese Worte weder fremd, noch verstaubt. Sie kommen mir erstaunlich nahe. Sie berühren etwas in meinem Innersten.

Das Ganze ist ein Lied von leisen Tönen. Geprägt von einer gewissen Nachdenklichkeit. Ursprünglich ist dieses Gottesknechtslied im babylonischen Exil entstanden, einem Tiefpunkt der israelitischen Geschichte. Jerusalem ist ein Trümmerhaufen. Das Volk Israel ist fremdbestimmt. Lebt im Exil. Schon länger. Der erste Schock mag

überwunden sein. Das Leben geht weiter. Irgendwie. Der Mensch ist ein anpassungsfähiges Tier, wenn es sein muss. Und so haben die meisten Israeliten sich mit der Situation arrangiert. Und rein äusserlich hat man ja auch das, was man zum Leben braucht. Aber innerlich? Man lebt. Oder man funktioniert zumindest. Aber gleichzeitig fühlt man sich im eigenen Leben fremd. Fühlt sich abgeschnitten von so vielem, das einem lieb und wichtig ist. Fühlt sich entwurzelt. Und bevormundet. Es herrscht eine gewisse Müdigkeit. Und eine lähmende Resignation.

Kommt uns dies in der gegenwärtigen Zeit – bei allen Unterschieden zu damals – nicht irgendwie bekannt vor? Und jetzt nimmt dieses Gottesknechtlied genau diese Stimmung auf und findet dafür schlichte poetische Bilder:

Es vergleicht ein solches Leben mit einem Rohr, mit einem Schilfrohr, das geknickt ist. Und mit einem Docht, der zu erlöschen droht. Bilder finden für das, was einem in Innersten bewegt.

Bilder finden für das, was man entbehrt und vermisst. Vielleicht ist es gerade dies, was mich an diesem Lied berührt: Dass es diese Stimmung aufnimmt, ernstnimmt. Dass es diese Müdigkeit und Resignation nicht bagatellisiert. Verharmlost oder ausblendet. Sondern ihr Ausdruck verleiht.

Aber gleichzeitig bringt dieses Lied auch andere Töne zum Schwingen. Es singt sanft und doch bestimmt von der Hoffnung und vom Licht. Singt von einem Heiland, der kommt. Singt von einem, der weder schreit noch laut wird.

Seine Stimme hört man nicht ohne weiteres. Erst recht nicht auf den Gassen dieser Welt. Und jener, der hier kommt, zerbricht dieses geknickte Rohr nicht. Und den Docht, der am Verglimmen ist, löscht er nicht aus. Von einem solchen Heiland singt dieses Lied.

Vielleicht ist es Ihnen aufgefallen? Am Anfang dieses Gottesknechtliedes kommt ganze sieben Mal das Wort «nicht» vor. Um deutlich zu machen, was dieser Heiland alles *nicht* ist. Als müsste man sich zuerst einmal von falschen Vorstellungen und Gottesbildern verabschieden, um diesem Heiland näher und auf die Spur zu kommen.

Eben: «Er schreit nicht und wird nicht laut und lässt seine Stimme hören auf der Gasse. Das geknickte Rohr zerbricht er nicht und den verglimmenden Docht löscht er nicht aus, treu trägt er das Recht hinaus. Er erlischt nicht und wird nicht geknickt, bis er das Recht in Kraft gesetzt hat auf der Erde.»

Kein Heiland der lauten Töne also. Kein Marktschreier, kein Volksverführer, keiner, der mit lieblosen Durchhalteparolen um sich wirft, kein selbsternannter Heilsbringer, wo nur von sich selbst eingenommen ist. Kein falscher Messias, der mit Macht und Gewalt dreinfährt.

Kurz und gut: Es ist kein Held, der hier auf den Plan tritt. Kein Winner- und Siegertyp, der sich selber gross und andere klein macht. Solche vermeintliche Heilsbringer gibt es im Moment ja ohnehin mehr als genug.

Gerade weil sich dieser Heiland wohltuend von allem populistischen Geschrei abhebt, kommt er mir nahe. Berühren mich seine Worte. Und ich merke: Da spricht einer, der mich versteht. Der mich ernst nimmt. Der um meine Müdigkeit weiss.

Aber da spricht gleichzeitig auch einer, der sich nicht damit begnügt, mir meine eigene Verzagtheit zu spiegeln. Sondern einer, der nicht müde wird, immer wieder einen Weg zu suchen, mich zu erreichen. Einer, der mein inneres Licht schützt, wenn es flackern will. Einer, der neue Töne anstimmt. Und wagt, von der der Gerechtigkeit zu singen. Von der Gerechtigkeit, die beharrlich und unaufhaltsam ihren Weg sucht. Denn Blinden sollen die Augen aufgehen und Gefangene Befreiung erfahren.

Schön wär's denken Sie vielleicht. Schön wär's, wenn etwas davon Wirklichkeit wäre. Aber ist unsere Realität nicht eine völlig andere? Kann man in diesen Tagen nicht einmal mehr wieder lesen, dass gerade Menschen am Rand der Gesellschaft, dass ausgerechnet Menschen, die in Armut leben, von der gegenwärtigen Pandemie besonders stark betroffen sind. Während die 300 reichsten Schweizer auch dieses Jahr einmal mehr reicher geworden sind. Und das ist ja nur ein Beispiel von vielen. Wo also ist etwas von diesem Recht und dieser Gerechtigkeit sichtbar? Mag sein, dass wir diese Gerechtigkeit an vielen Orten schmerzlich vermissen.

Aber wie heisst es in diesem Lied des Gottesknechts? «Das Frühere - sieh, es ist eingetroffen, und das Neue – ich tue es kund. Noch ehe es sprosst, lasse ich es euch hören.» Das ist vielleicht so etwas wie ein Schlüsselsatz: «Noch ehe es sprosst, lasse ich es euch hören.»

Sichtbar ist es oft nicht. Hörbar sehr wohl. Und so kam es auch, dass man später aus diesem alttestamentlichen Lied die Stimme von Jesus Christus herausgehörte. Man hat dieses Lied auf sein Kommen und Wirken gedeutet. Es ist deshalb bis heute ein Adventslied geblieben. Ein Adventslied, das sich nicht mit dem Sichtbaren

und dem Vordergründigen abfindet. Sondern den leisen, aber verheissungsvollen Tönen traut.

«Das Neue, ich tue es kund. Noch ehe es sprosst, lasse ich es euch hören.»

Überall dort, wo wir diese verheissungsvollen Töne zu unserer eigenen Melodie machen, wird etwas von diesem Neuen hörbar. Und wer weiss, vielleicht sogar sichtbar. Deshalb kann und will ich auf solche Lieder auch heute und jetzt nicht verzichten. Singen Sie mit?

Amen.